



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 52.

Wiesbaden, den 24. September 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Adrienne,“ von Kurt Küchler. — „Verse,“ von R. Galschlegner. — „Gegenüber,“ von S. Ratonef. — „Der deutsche Sport im Kriege,“ von Dr. K. Gradenwitz. — „Hundert Mark,“ von F. Müller. — „Beltete Ede.“

Sum Geleite.

Es gibt kein unschärferes Zeichen eines ganz schlechten Verzens, als ein Zug reiner, herzlicher Schadenfreude. Man soll den, an welchem man ihn wahrgenommen, auf immer meiden.

Schopenhauer.

Adrienne.

Von Kurt Küchler. (Landsturmman.)

Adrienne ist ein nettes, graziöses französisches Mädel und weiß die leichte Last ihrer zwanzig Jahre mit aller Anmut zu tragen. Adrienne hat reiches, in schönen Wellen über die Schläfen gelegtes Haar, von jenem fahlen und doch reizvollen Blond, wie man es häufig in Frankreich öftlich der Seine findet.

Als der Krieg ausbrach, war Adrienne auf dem Lande in der Nähe der Aisne; sie lag mit ihrem hübschen, leichten Kleidchen aus Seide und Musselin im grünen Gras, horchte auf das melancholische Strömen des Flusses, auf den Gesang des Sommerwindes in den hohen Pappeln, bis mit ihren spitzen, weißen Zähnen an einer Haselnußgerte, schaute mit halbgeschlossenen Augen in den blauen Himmel und träumte sehnsüchtig von ihrem schlanken, dunklen Freund aus Paris, der sie besuchen wollte, im August, im Ferienmonat. Adrienne wußte schon sehr viel einsame und lauschige Spaziergänge, die sie mit ihm gehen wollte, wenn er aus dem Kärm und der Arbeit des glühend heißen Paris kam.

Aber an Stelle Gastons kamen die schrecklichen Preußen. Ehe Adrienne ihr Kofferlein packen konnte, waren sie da. Noch am Tage vorher hatten die Pariser Zeitungen von gewaltigen Siegen der französischen Armee gesprochen, von furchtbaren Niederlagen der Deutschen berichtet, vom triumphierenden Marsch auf Berlin. Ganz plötzlich wie der Blitz, der unerwartet aus den Wolken fällt, waren die Preußen da, und besetzten die Schlösser und Gehöfte, die Dörfer und die Städte. Und Adrienne, die noch eben den dunklen Juaven zugewinkt und die gut gewachsenen Engländer angestaunt hatte, war mit einem Male von der Heimat abgeschnitten, saß mit drei Sommerkleidchen, sieben Paar seidenen Strümpfen, vier wunderhübschen Hüten, mit entzündenden Schuhen aus rehbraunem, sämischen Leder und veilchenblauem Sammet ohne einen Pfennig Geld in einer kleinen Landstadt zwischen der Aisne und der Oise. Gaston, der liebe, zärtliche Gaston, konnte sie nicht mehr

erreichen, und konnte ihr nicht mehr das viele, schöne Geld geben, das er ihr hatte mitbringen wollen.

Nun ist die zierliche, blonde Adrienne fast zwei Jahre lang in der kleinen Stadt und sieht das Kriegsleben der deutschen Soldaten und hört von der Front her das dumpfe Grollen der Kanonen. Sie weiß nichts von ihren Eltern in Orleans und nichts von ihrem Gaston in Paris. Sie sieht hoch im Blauen das Surren und Kreischen der Flugzeuge und auf der Landstraße die ratternden Kolonnen und die marschierenden Truppen und wartet auch auf ihren Gaston, aber nicht so schwer, denn sie hat unter den deutschen Soldaten, welche die kleine Stadt besetzt halten, einen guten Freund gefunden. Er ist freilich nicht so schön wie Gaston und auch nicht so reich, aber er hat dunkle Augen und einen gut gepflegten braunen Spitzbart wie Gaston. Und wer konnte wissen, wo Gaston war? Jrgendwo im Krieg, denn er war Unterleutnant im 137. Linienregiment; vielleicht war er in Gefangenschaft, vielleicht verscharrt und verschollen. Wenn Adrienne daran dachte, dann weinte sie ein bißchen, aber sie tröstete sich rasch, wie alle diese kleinen Französinen, über welche die Not und die Unfreiheit der Zeit gekommen ist. O la la . . . c'est la guerre!

Sie litt wirklich, die schmale, zierliche Adrienne. Ihre weißen Hände mußten arbeiten, viel arbeiten, wenn sie leben wollte. Sie brauchte ein Winterkleid, als der Oktober mit rauhem Wetter herankam, sie wollte wohnen, essen und trinken. Es war kein Gaston da, der ihr die Hundertfrankenscheine ins Täschchen stopfte. Sie machte eine Nähstube auf und arbeitete für die deutschen Soldaten, für die Offiziere und für die Landstürmer, sie nähte Hemden und Hosen, stückte Taschentücher und wusch Strümpfe. Die armen, zarten Finger, die wie die schneeweißen Finger einer Prinzessin waren . . .

Ich lernte Adrienne in diesem erntegesegneten Kriegssommer kennen. Das kam so.

Ich ging über eine weite, sonnenbeglänzte Wiese, auf der hundert Mädchen und Frauen damit beschäftigt waren, mit Stöcken und Rechen das von den deutschen Soldaten gemähte Heu zu wenden. Es war ein herrlicher Sommertag, der Himmel war wie eine lichtblaue Schale, in der Luft schwang und zitterte die Hitze. Das Heu duftete stark und eigen, der Wald in der Ferne stand reglos wie ein dunkler blaunüchter Schatten.

Da sah ich etwas abseits von den anderen, die Ellbogen auf den Rechen gestützt, ein zierliches Mädchen, das träumerisch ins Weite blickte. Ein großer, gelber Strohhut mit flammend rotem, lang über den Rücken fallenden Band, beschattete das Gesicht. Ein Bild für den Meister Millet, wie sie, an den Rechen gelehnt und ihren Träumen hingegeben, mitten im Heu stand, das wie ein graugrüner Teppich zu ihren Füßen hingebreitet war.

Als ich näher kam, sah ich, daß sie ein hübsches, anmutig ausgeschnittenes Kleid aus verbläuter und verwäschener Seide trug, daß sie zierliche Stiefelchen an den schmalen Füßen hatte und daß sich aus dem Halsausschnitt sehr zartes und gewiß kostbares Spitzenwerk heraus schob.

Das ist der Krieg dachte ich. Die Ernte muß eingebracht werden, viele hundert Hände sind nötig, da muß jeder helfen, gering und vornehm, Frauen, Kinder und schöne Mädchen. Und zwei Franken Tagelohn kann in dieser bösen Zeit ein jeder gebrauchen.

Ich redete das Mädchen an. Sie erwachte, erschraf und lächelte. Dann nahm sie den Rechen und wandte das Heu. Ich schritt neben ihr her und sah, wie ihre Schlankheit sich in den Hüften wiegte, wie ihre Arme frei und sicher das Werkzeug führten und wie fest die schmalen Hände sich um den Griff spannten. Und während sie arbeitete, sagte sie ihren Namen, erzählte sie ihre Geschichte. Sie plauderte in buntem Durcheinander, sprach von ihrem Freund in Paris, vom glänzenden Boulevard, von blühenden Kaffeehäusern, von strahlenden Tanzpalästen, von schönen Kleidern, von Austern und Sekt und weißem Burgunder. Dann seufzte sie. Ach, wie lange war das her!

„Und nun müssen Sie den Deutschen bei der Ernte helfen,“ sagte ich.

Adrienne lachte.

„Es ist merkwürdig“, meinte sie, „nie habe ich früher gearbeitet, aber ich finde, es ist ganz amüsant zu arbeiten. Und die Hauptsache,“ fügte sie mit einem Augenzwinkern hinzu, „es muß doch einmal zu Ende sein, dieser schreckliche Krieg!“

„Dann geht's wieder nach Paris, nicht wahr?“

Sie nickte, blickte an mir vorbei, als sähe sie im Rauch der Ferne die geliebte Stadt Paris mit all' ihren Verheißungen.

„Ja“, sagte sie träumerisch, „dann gehe ich wieder nach Paris!“

„Und inzwischen?“

Sie sah mich groß an, dann zuckte sie gleichmütig mit den Schultern und sagte, ein wenig schmerzlich, ein wenig leichtfertig, ein wenig feindlich: „O la, la, monsieur, c'est la guerre!“

Sie haben eine unbegreifliche Art, das Schwere leicht zu nehmen, diese kleinen Französinen.

An dem Abend dieses Tages sah ich Adrienne im Garten des kleinen Hauses, in dem sie wohnte. Sie sah mit einem braunbärtigen Soldaten auf einer Bank unter einem breitwipfligen Apfelbaum. Ein Tuch aus veilchenblauer Seide lag um ihre Schultern. Die schwarzen Flecken im Tuch waren Löcher. Im Halsausschnitt steckte eine dunkelrote Rose. Zwischen ihren Fingern hielt Adrienne ein Glas Wein, das sie auf ihren Knien langsam hin und her schob. Dabei trällerte sie ein Lied, eine Erinnerung aus Moulin Rouge vielleicht, und der Soldat hörte andächtig zu. Sie sahen mich beide nicht.

Vom Markt her erklang der Zapfenreich. Der Soldat stand gehorfsam auf und verabschiedete sich mit einem

raschen Händedruck. Wirklich und wahrhaftig nur mit einem Händedruck. Adrienne sah ihm lächelnd nach. Dann ging sie trällernd ins Haus, die Hände unterm zerrissenen Seidentuch leicht in die Hüften gestützt.



Verse.

Von Karl Falcklechner.

Der Waldauel.

Es fließt das klare Wasser
Durch die kleine, wilde Schlucht,
Mit perlendem Lachen, wie kühle
Nixlein auf neckischer Blucht.

Und dann verträumte Stille —
Halblaut murmelt der Bach
Und hält sich selber durch süße,
Trübsal Märlein wach.

Und oben in den dunklen
Föhrenwipfeln — o Schau —
Was für ein unergründlich
Tiefes, wonniges Blau . . .

*

Schulocht.

Aus Lärm und Staub und Sorge,
Aus dumpfer Großstadtauwal,
Wächt ich mich heimlich tiefer
In unfer Märchentäl.

Vielleicht auf unferm Pläblein
Ist noch das Gras zerdrückt,
Wo ich dich hielt und küßte,
Schauernd und tief bealücht . . .

Wo ich die schmiegsame, weiche
Last deines Körpers trug —
Und uns beide mitfortnahm ein sel'ner
Traumwolkenstillter Flug . . .

*

Schwermut.

Die erste Herbstzeitlose —
Was macht sie mich so trüb,
Daß ich sie gern mit haltigen Finstern
In die Erde zurück vergrüb!

Der Himmel feucht und wolkig,
Die Sonne heiß und blaß,
Die stillen, gemähten Wiesen
Von Regen und Tau noch naß.

Läuten weidender Kühe,
In den Wipfeln Windesprach,
Fernher das verhaltne Brausen —
Ach, daß das Herz mir brach!



Gegenüber.

Von Hans Natonek.

Drüben die Wohnung der jungen blonden Frau ist wie durchsichtig und von lustiger, blühender Sauberkeit durchhell. Die Fenster stehen weit offen, und wenn man hinüberblickt, sieht man das stille Leben und die leise, lächelnde Geschäftigkeit der jungen Frau von Zimmer

zu Zimmer, von Stunde zu Stunde sich emsig regen. Es ist ein Anblick so rein und klar und so herzerquickend, wie der Blick auf den schimmernden Grund einer kristallinen Quelle.

Manchmal springt und tollt ein kleiner Junge durch die Zimmer, sitzt ein wenig still, plappert laut, daß man es bis herüber hört, und ist im Hui wieder unten vor dem Hause, unter den schattigen Bäumen, baut Burgen aus Kies und stürmt mit einer tobenden Schar den Sandhügel.

Schlag vier Uhr sitzt die junge, blonde Frau im Erker, näht ein wenig, legt die Arbeit fort, ergreift die Zeitung, ein Buch, läßt es in den Schoß sinken, blickt auf die Uhr, späht hinaus und ist voll Unruhe und Spannung.

Nach halb fünf — manchmal früher, manchmal später — kommt die Postbotin gemächlich über den kleinen Platz geschritten. Biegt in das Tor ein; eine Treppe, zwei Treppen — nun muß es gleich klingeln; richtig: die junge Frau springt auf. Ein paar Sekunden vergehen, dann kommt sie mit dem bekritzelten Blatt an das Fenster geflogen und jubelt hinunter mitten in die Schar der spielenden Kinder: „Bubi, Vater hat geschrieben, er ist gesund, und du sollst recht brav sein, schreibt er.“

Worauf Bubi jedesmal einen Indianertanz aufführt und seine Mütze jubelnd in die Höhe wirbelt.

Woche um Woche das gleiche Bild: Die Postbotin geht über den Platz — biegt in das Tor ein — erste Treppe — zweite Treppe — nun wird es gleich klingeln. Nein, heute ist nichts gekommen. Die junge Frau sitzt am Fenster und winkt mit stummem Kopfschütteln ihrem Jungen zu, der fragend emporblickt. — Man wartet jedesmal mit brennender Spannung, ob es drüben klingeln wird, man ist enttäuscht, wenn der Brief ausbleibt und freut sich mit der jungen Frau, wenn sie ihn triumphierend zum Fenster hinausschwenkt. So lebt man, Woche um Woche, über die trennende Straße hinüber, obzwar es einen doch gar nichts angeht, das Gegenüber — nicht wahr?

Eines Tages läuft der Junge vom Spiel weg der Postbotin entgegen. „Ist was für Mutter da?“ Die Postbotin nickt mit einem nachdenklichen Blick auf den Feldpostbrief mit der fremden Handschrift und biegt in das Tor ein. Und Bubi tollt weiter mit seinen Spiellameraden herum. Erste Treppe — zweite Treppe — die Frau am Fenster springt auf, vom Schrillen der Glocke durchzuckt. . . . Es vergehen einige Sekunden, eine Minute — zwei Minuten — wo bleibt das helle, freundige Gesicht, der flatternde Brief, die jubelnde Stimme: „Bubi, Brief ist da von Vater —“

Nichts regt sich am Fenster. Bubi steht unten, schaut empor, wird stutzig, ruft: „Mutti, Mutti“, wirft die Schaufel weg und stürmt hinauf.

Von drüben klingt die helle Jungenstimme: „Mutti, hat denn Vater nicht geschrieben?“

Dann wird es sehr still. — — —

Das Erkerfenster drüben ist leer; die junge, blonde Frau wartet nicht mehr auf die Postbotin.



Der deutsche Sport im Kriege.

Von Dr. Alfred Gradenwitz.

Recht bezeichnend für die Stärke und Gesundheit des deutschen Volkes ist es, daß trotz des Krieges das Leben und Treiben auf fast allen Gebieten des Sports fast unbeeinträchtigt seinen Gang weitergeht. Da der Sport vor allem von kriegstüchtigen Leuten betrieben wird, hätte man meinen können, daß seine Pflege mit dem Kriege gänzlich aufhören würde. Wie war es nun doch möglich, den Sport auch weiterhin zu betätigen? Wenn wir dies erörtern wollen, müssen wir in erster Linie solche Sportgebiete betrachten, deren Aufrechterhaltung schon durch die mit ihnen verbundenen wirtschaftlichen Interessen geboten war. Dies

gilt aber z. B. von dem Pferderennsport: Einmal sind nämlich in den Rennpferden, die in deutschen Rennställen stehen, Kapitalien in Höhe von Millionen angelegt, die unverzinst bleiben und zum Teil sogar verloren gehen würden, wenn keine Rennen stattfänden. Ferner finden im Rennbetrieb tausende von Menschen Brot und Lohn, und schließlich werden bei der Veranstaltung von Rennen — an Eintrittsgeldern und durch Wetten am Totalisator — Millionen umgesetzt, die zum sehr großen Teil in den Säcken des Staates fließen. Aus diesen verschiedenen Gründen war es in jedem Falle wünschenswert, die Pferderennen auch weiter abzuhalten. Die maßgebende Behörde im deutschen Turf, der Union-Klub, hat zwar in Anbetracht der Verhältnisse die Zahl der Renntage etwas verringert; aber die großen Rennen, die in Hoppegarten, in Karlsruh, in Hamburg, in Köln usw. stattfanden, gewährten dafür das fast ungetrübelte Bild glänzender Friedensveranstaltungen; ja, einzelne Berliner Renntage konnten hinsichtlich des Besuches und des Totalisatorumsatzes mit den erfolgreichsten Friedenstagrennen wetteifern.

Von den Trabrennen abgesehen, finden in diesem Jahre 138 Renntage mit Flachrennen und Hindernisrennen statt, und das einzige wesentliche Moment, durch das sich die Kriegs- von den Friedensrennen unterscheiden, ist das Fehlen von Herrenreiten, da ja die deutschen Herrenreiter am Kriege teilnehmen. Nicht unerwähnt darf jedoch bleiben, daß auch vielfach hinter der Front, im Etappenbereich und in den von den deutschen Truppen besetzten Gebietsteilen Pferderennen stattgefunden haben, bei denen die Herrenreiter Gelegenheit hatten, ihren Sport auch einmal dicht am Feinde zu betreiben.

Von anderen Sportzweigen ist eigentlich nur noch ein einziger stark mit wirtschaftlichen Interessen verknüpft, der Automobilsport. Dieser mußte natürlich mit Beginn des Krieges seinen Betrieb einstellen. War doch das Automobil zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel der deutschen Heeresmacht geworden, das nicht nur das verfügbare Wagenmaterial, sondern auch die Betriebsmittel, wie Öl, Benzin usw. für militärische Zwecke beanspruchte.

Auf anderen Gebieten aber sehen wir fast überall erfreuliches Blühen: Ruderregatten freilich finden nicht statt, aber dies hat den sehr einleuchtenden Grund, das von fast allen deutschen Ruderklubs gegen 90 Prozent der Mitglieder im Felde stehen und sich sportliche Wettkämpfe daher von selbst verbieten. Das Wanderrudern hingegen hat, wie der Ausflügler an den deutschen Seen und Flüssen leicht feststellen kann, keine allzu erhebliche Einschränkung erfahren. Ähnlich steht es mit dem Segelsport, der gleichfalls auf die Abhaltung von Regatten verzichtet hat.

Reges Leben herrscht seit Beginn des Krieges in den sogenannten Volkssports, wie Fußball, Hockey und Leichtathletik. Diese Sportzweige haben den Vorteil, daß sie, wenn auch nahezu die waffenfähige Jugend im Felde steht, unter dem heranwachsenden Geschlechte Tausende von neuen begeisterten Anhängern gefunden haben, die unter der Anleitung erfahrener Sportsleute die alten Traditionen aufrecht erhalten. In Berlin sowohl wie in den Provinzstädten finden daher wie immer Meisterschaftsspiele statt, für die man den Namen „Kriegsmeisterschaften“ gefunden hat, und auch leichtathletische Wettkämpfe finden in derselben Anzahl statt wie früher. Da durch den Krieg der ursprüngliche Plan des Deutschen Reichsausschusses für Olympische Spiele, die Veranstaltung internationaler Wettkämpfe, hinfällig geworden ist, wird er in Zukunft seine Tätigkeit ganz auf das Gebiet des nationalen Sports beschränken. Auf dem Deutschen Stadion in Grunewald sollen alljährlich große nationale Spiele stattfinden; unterdessen werden dort eine Reihe anderer Sportfeste in Szene gehen, deren Termine bereits bestimmt sind.

Wenn der Betrieb des Radsports auch durch das Fehlen der tüchtigsten Leute erschwert ist, war es doch möglich, ihn ohne wesentliche Beeinträchtigung aufrecht

zu erhalten. Außer den hauptsächlich von Berufsfahrern bestrittenen Bahnrennen finden auch die üblichen großen Straßenrennen statt, an denen Berufsfahrer, Herrenfahrer und Militärfahrer in gleicher Weise teilnehmen. Als im Mai die große Straßenfahrt um den Hindenburgpokal stattfand, erregte es das größte Staunen auf den deutschen Feldern in der Landwirtschaft tätigen Franzosen, Belgiern und Russen, daß man jetzt, in diesem größten Kriege aller Zeiten, zu derartigen Sportbewerben Muße findet.

Von Lawn-Tennis und Golf ist wenig zu berichten. Das letztere Spiel, das in Deutschland kaum jemals die Volkstümlichkeit erlangen wird, die es in Großbritannien besitzt, ist nach wie vor ein Spiel egklusiver Kreise, von denen es wie früher gepflegt wird. Lawn-Tennis wird bei dem Mangel an Spielern natürlich nicht in demselben Umfange ausgeübt wie sonst. Die Vereine sorgen jedoch dafür, daß die in der Heimat Zurückgebliebenen die sportliche Tätigkeit aufrecht erhalten.

Alles in allem muß man also sagen, daß auch der deutsche Sport deutlich zeigt, wie fest gefügt das deutsche Volk ist.



Hundert Mark.

Von Fritz Müller.

Vor mir liegt ein Stück der Krieganleihe: hundert Mark. Sie gehören mir. Ich habe mir das Geld zusammen gesparrt aus Arbeiten, die ich schrieb.

Als ich das Stück zeichnete, schrieb der Bankbuchhalter ins Journal:

Der und der Soll an Krieganleihe-Konto für bezeichnete Krieganleihe Lit. D 586 789 Mark 100.—

Und als ich bezahlte, schrieb er wieder was in das Journal:

Kassa-Konto Haben an den und den für bezahlte Krieganleihe Lit. D 586 789 Mark 100.—

Als ich dreimal um das Stück herumgegangen war, trat ein Kamerad von der Feder ein und sagte: „Was, du kannst Krieganleihe zeichnen? Und' ich habe dich eben um hundert Mark anwippen wollen!“

„Na, nun hat sie das Deutsche Reich.“

„Na, auf deine hundert Mark wär's dem Reich auch nicht mehr angekommen, mir aber mehr.“

„Und mir am meisten, nimm's nicht übel, Kamerad.“

„I wo,“ sagte er, und Geizhals, elendiger! dachte er. Dann ging er, und ich sah wieder vor meiner Krieganleihe: tat ich recht? Untersuchen wir's einmal, die Wage her und die Gewichte. Mit einem Stück Krieganleihe kauft der Staat ein Gewehr, so und so viele Patronen und einen Mann. Nein, den Mann, den braucht er nicht zu kaufen, der kommt so. Der nimmt Patronen und Gewehr vom Staat, mein Gewehr, meine Patronen, schießt zwanzig Löber ins russische Reich und sieben in russische Soldaten. Zwei von ihnen sind tot, drei sind verwundet, zwei erheben sich. Mein Soldat kommt mit einem Wadenschuh heim, hinkt zum Kriegsminister: „Herr Kriegsminister, womit hat man mein Gewehr bezahlt und die Patronen?“

„Einen Augenblick, bitte, mit — mit — mit Krieganleihe Lit. D 586 789.“

Hinkt zum Hadenstein:

„Herr Reichsbankpräsident?“

„Einen Augenblick bitte, Herr — Herr — Herr Soundso, da und da, Bahnhofsstraße 8, drei Treppen links.“

Hinkt zu mir:

„Welche mich zur Stelle. Ergebnis Ihrer Lit. D. 586 789: zwei Feinde stumm, drei kampfunfähig, zwei gefangen — empfehle mich für die nächste Krieganleihe, bis dahin geh' ich wieder gerade.“

„Donnerwetter, das genügt für hundert Mark, ich danke Ihnen.“

„Bitte, bitte. O was ich sagen wollte, Schriftsteller sind Sie, höre ich — geben Sie mir doch ein paar Geschichten von Ihnen mit — es liest sich gut jetzt auf der Alleebank drüben in der späten Sommersonne — und Zeit hab' ich auch, solange die Wade hier noch steif ist.“

Da gebe ich ihm ein paar rasch zusammengeraffte Geschichten. Wie er fort ist, merke ich, es sind gerade die, von denen ich die hundert Mark erwarpte: Geschichten, Honorar Lit. D 586 789, Patronen, sieben Feinde weniger, Wadenschuh, Soldat, durch-

gefragt, zu mir, berichtet, sitzt jetzt unten auf der Alleebank, liest eben die Geschichten — wie sonderbar die Dinge dieser Zeit sich schließen!

Na, nur nicht zu pathetisch, zur Sache bitte. Du wolltest wägen; gewogen hast du das Gewicht von Lit. D 586 789, wiege jetzt den Hundertmarkschein, den du deinem Kameraden von der Feder hättest geben können, wenn du dich nicht auf Lit. D verließest.

Schön. Gewehre und Patronen hätte sich der nicht dafür gekauft, uns beide haben sie ja nicht genommen. Aber hast, vielleicht doch ein Gewehr, mit dem er den Hunger erschossen hätte? Vielleicht doch Patronen, mit denen er Jagd gemacht hätte in den Wäldern seiner Phantasie. Und vielleicht hätte er Geschichten erlegt, tüchtige vaterländische Geschichten, die besser waren als die meinigen? Geschichten, mit denen er am Ende zweimal soviel Krieganleihe hätte kaufen können als ich, zwei Soldaten hätte ausrüsten können, die zusammen vierzehn Feinde . . .

Oh, ja, wenn seine Arbeit besser war. Und wenn nicht, wenn sie nicht genommen, nicht gelesen worden wäre, wie hätte die Wikans sich dann gestaltet? Ei es sind problematische Gewichte, diese Wenn —

Na, wissen Sie was, Herr Redakteur, wenn Sie die Geschichte hier wirklich drucken wollen, und die Redaktionssekretärin kommt nachher zu Ihnen, der Buchung wegen: Wenn soll ich das Honorar aufschreiben, Herr Redakteur? dann geben Sie ihr den beiliegenden Adressenzettel. Aber anstatt der Gutschrift ist es besser, Sie weisen ihm das Honorar gleich an; Sie wissen ja, in diesen Zeiten . . .

Und wenn Sie einen Soldaten auf der Alleebank treffen sollten, einen Soldaten mit einem Wadenschuh, der sich nach dem Stande meines Kontos erkundigen sollte, so sagen Sie ihm, er könne ruhig und vergnügt sein. Von der nächsten Krieganleihe zeichne ich deswegen doch wieder meine sieben Aussen . . .



Heitere Ecke.

Von einem englischen Hauptmann, der mit seiner Kompanie vom Feinde in die Enge getrieben worden war, erzählt man sich, daß er die folgende Ansprache an seine Leute hielt: „Route, kämpft wie der Teufel, bis die Munition alle ist, dann rennt fort. Ich bin ein bißchen gelähmt, ich werde mich schon jetzt auf den Weg machen.“

Zwischen einem Geistlichen und einem irischen Soldaten entspann sich in Liverpool eine Unterhaltung, in deren Verlauf sich der Geistliche auch erkundigte, in welchem Regiment der Irländer sei, wo es liege usw. Schließlich dachte Pat, es sei nun auch wohl an ihm die Zeit, einige Fragen zu stellen. „Nun möchte ich doch gern wissen,“ sprach er, „was Sie sind.“ — „Ich bin auch ein Soldat,“ war des Geistlichen Antwort. — „Und in welchem Regiment sind Sie, und wo liegt es in Garnison?“ — Der Geistliche wies gen Himmel und sagte: „Mein Regiment ist im Himmel.“ — „O Mann,“ meinte Pat, „da haben Sie aber einen weiten Weg bis zur Kaserne!“

Zwei Rechtsanwälte gerieten in einem Prozeß scharf und bitter an einander. Als die Verhandlung vorüber war, drückten sie sich die Hand und waren gut Freund wie zuvor. „Nanu,“ sagte der eine Klient, „wie kommt denn das, daß Sie nun solch' dicke Freunde sind, wo Sie sich eben noch so feindlich gegenüberstanden?“ — „Sie Schlaumeier,“ antwortete der eine Anwalt, „wir Anwälte, wenn wir auch scharf wie Schwerenklingen sind, schneiden niemals einander, sondern nur, was dazwischen kommt.“

Zwei Stunden lang beschäftigte die Modedame den Tuchhändler mit dem Vorlegen seiner Stoffe, um am Ende dieser Zeit lebenswürdig zu fragen: „Sind Sie sicher, daß Sie mir alles gezeigt haben, was Sie haben?“ — „Nein, gnädige Frau,“ entgegnete der Tuchhändler mit freundlichem Lächeln. „Ich habe noch einen alten Posten in meinem Hauptbuch, den ich Ihnen sehr gern mal zeigen möchte.“ — Er brauchte nichts mehr zu zeigen. Die Dame verließ den Laden mit der Bemerkung, daß sie demnächst wieder vorsprechen werde.

Der dicke Herr: „Ich bin ein selbstgemachter Mann. Ich begann mein Leben als barfüßiger Junge.“ — Der dünne Herr: „Soweit ich feststellen konnte, bin ich auch nicht mit Schuhen geboren worden.“